



Albrecht Koschorke (Hg.)

# Komplexität und Einfachheit

DFG-Symposion 2015



**J.B. METZLER**



**J.B. METZLER**

Albrecht Koschorke (Hg.)

# Komplexität und Einfachheit

DFG-Symposion 2015

Mit 48 Abbildungen

J. B. Metzler Verlag

**Der Herausgeber**

Albrecht Koschorke ist Professor für Neuere Deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz.

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-04356-6

ISBN 978-3-476-04357-3 (eBook)

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

J.B. Metzler ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer-Verlag GmbH Deutschland

[www.metzlerverlag.de](http://www.metzlerverlag.de)

[info@metzlerverlag.de](mailto:info@metzlerverlag.de)

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart (Foto: photocase.com, view7)

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

J.B. Metzler, Stuttgart

© Springer-Verlag GmbH Deutschland, 2017

# Inhalt

|   |            |
|---|------------|
| Einleitung Albrecht Koschorke .....   | 1          |
| <b>Sektion 1: Praktiken der Einfachheit</b> .....   | <b>11</b>  |
| Einführung Niklaus Largier .....  | 11         |
| Einfach lieben. Komplexität und die Dynamisierung von Aporie im<br>Minnesang bis Walther von der Vogelweide Albrecht Hausmann .....                   | 19         |
| »Laß uns einfältig werden«. Gottvertrauen oder das Erzählen von »einfachen«<br>Erwartungspraktiken Susanne Reichlin .....                             | 42         |
| Gainsboroughs Spaziergänge Natürlichkeit als Aufgabe um 1800<br>Jan von Brevern .....   | 79         |
| Die einfache Form des Erzählens (Experimentelle Geisteswissenschaften)<br>Fritz Breithaupt .....  | 104        |
| Die Psychopathologie der Komplexitätsreduktion: Paranoia Sandra Janßen ....   | 124        |
| Wort, Wille und Wert in der Vertragsauslegung Lorenz Kähler .....   | 145        |
| Diskussionsbericht Sektion 1: Praktiken der Einfachheit Erik Born .....   | 167        |
| <b>Sektion 2: Formalisierung und Form</b> .....   | <b>173</b> |
| Einführung Christoph Möllers .....  | 173        |
| Der Plan. Über die literarische Form komplexer Systeme um 1800<br>Carlos Spoerhase .....  | 181        |
| Einfach komplex. Zur Form und Lektüre der Aufzählung David Martyn .....   | 203        |
| Grenzfälle des Erzählens: Die Liste als einfache Form Eva von Contzen .....   | 221        |
| Textuelle Berechenbarkeit Sven Kosub .....  | 240        |
| Strategien zur Bewältigung urbaner Komplexität. Zum Zusammenwirken<br>visueller, verbaler und quantitativer Modelle Jens Martin Gurr/Ute Schneider .. | 256        |
| Die Wahl und das Kreuz – Formalisierung und Form des Demokratischen<br>Jelena von Achenbach/Sabine Müller-Mall .....                                  | 276        |
| Diskussionsbericht Sektion 2: Formalisierung und Form<br>Lara Zwiffelhoffer .....   | 298        |

|   |     |
|---|-----|
| <b>Sektion 3: Gattung und Gestalt</b> .....   | 305 |
| Einführung <i>Juliane Vogel</i> .....   | 305 |
| Mundus poetarum. A. G. Baumgartens Fiktionstheorie <i>Frauke Berndt</i> .....   | 316 |
| Zur Poetik der Abkürzung: Leibniz, Kleist, etc. <i>Christiane Frey</i> .....  | 339 |
| Keeping it Simple, Making it Difficult: Morphologische Reihen bei Goethe<br>und anderen <i>Eva Geulen</i> .....                   | 357 |
| »Putting the complex into the simple«: Der pastorale Prozess nach<br>William Empson <i>Marcus Twellmann</i> .....                 | 374 |
| Komplexität als Zeitfrage. Theatergenres mit und ohne Drama<br><i>Ethel Matala de Mazza</i> .....                                 | 400 |
| Literarische Heuristiken: Die Novelle des Realismus <i>Thomas Weitin</i> .....  | 422 |
| Diskussionsbericht Sektion 3: Gattung und Gestalt <i>Florian Schneider</i> .....  | 442 |
| <br>  |     |
| <b>Sektion 4: Verfahren der Historisierung</b> .....  | 449 |
| Einführung <i>Peter Geimer</i> .....  | 449 |
| Wie Lev Tolstoj die Geschichte verkleinert <i>Georg Witte</i> .....   | 458 |
| »Rohmaterial«. Kracauers Wirklichkeitsbegriff zwischen fotografischem<br>Effekt und Arbeit am Mythos <i>Friedrich Balke</i> ..... | 482 |
| Einfache Überkomplexität. Für eine Weltliteraturgeschichte des ›Westens‹<br><i>Matthias Buschmeier</i> .....                      | 507 |
| Ockhams Rasiermesser und Oresmes Armillarsphäre <i>Beate Fricke</i> .....   | 541 |
| Beyond Simplicity: The Late Prehistory of the Moderns <i>Maria Stavrinaki</i> .....   | 573 |
| Diskussionsbericht Sektion 4: Verfahren der Historisierung<br><i>Katja Müller-Helle</i> .....                                     | 602 |
| <br>  |     |
| <b>Autorinnen und Autoren</b> .....   | 609 |
| <b>Personenregister</b> .....   | 617 |

# Einleitung

Albrecht Koschorke

## I.

Der Begriff ›Komplexität‹ hat im Deutschen, anders als sein mit einem größeren Bedeutungsspektrum versehenes englischsprachiges Gegenstück *complexity*, eine kurze Verwendungsgeschichte. Sofern man Googles NgramViewer trauen kann, wird er bis in die 1960er Jahre nur selten gebraucht, um dann in der Trefferstatistik nahezu senkrecht aufzusteigen. Zunächst allein den Naturwissenschaften, vor allem der physikalischen Chemie und vereinzelt der Medizin vorbehalten, breitet er sich über die Rechts- und Sozialwissenschaften im akademischen Sprachgebrauch aus. Dabei geht er eine Allianz mit systemanalytischen Ansätzen ein und avanciert in der Folge bald zu einer Schlüsselkategorie in der Organisationstheorie, Netzwerkforschung und Informatik. Schon in der *takeoff*-Phase des Begriffs in den 1970er Jahren wird ›Komplexität‹ jedoch »nicht allein in einem analytischen Sinn, sondern als zeitdiagnostisches Schlagwort und als Metapher verwendet und verweist mit Implikationen wie Kompliziertheit, Kontrollverlust, Ungewissheit und Ambiguität auf möglicherweise weiter verbreitete Wahrnehmungs- und Deutungsmuster«, wie Ariane Leendertz mit Blick auf die USA und zumal Kalifornien als Entstehungsherd neuer Imaginationen des Sozialen schreibt.<sup>1</sup> In die Gebrauchsgeschichte des Wortes schreiben sich nicht nur die konkreten Krisenerfahrungen jener Jahre ein – *urban crisis*, Vietnamkrieg, Ausbrüche politischer Gewalt –, sondern auch eine grundsätzliche Ernüchterung hinsichtlich der Steuerbarkeit moderner Sozialsysteme.<sup>2</sup> Wer seine Theorie auf den Befund von Komplexität fußte, war nicht nur zu der Einsicht gelangt, dass eine gesteigerte, nicht zentral zu kontrollierende Interdependenz zwischen einzelnen Systemelementen die Erfolgswahrscheinlichkeit gezielter Eingriffe mindert, sondern bekundete überhaupt seine Abkehr vom Optimismus eines auf einfache Kausalitäten hin programmierten *social engineering*. Diese wachsende Skepsis in Bezug auf Interventionen von außen schuf Raum für alternative Konzepte, die auf indirekte Beeinflussung und Selbstorganisation hin ausgelegt waren.

Im Deutschen wurde ›Komplexität‹ erst mit Zeitverzug terminologisch akkreditiert. Der betreffende Band der *Geschichtlichen Grundbegriffe* von 1982 nimmt sie als

---

1 Ariane Leendertz, »Das Komplexitätssyndrom: Gesellschaftliche ›Komplexität‹ als intellektuelle und politische Herausforderung«, in: Dies./Wencke Meteling (Hrsg.), *Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er-Jahren*, Frankfurt/New York 2016, 93–131, hier: 95.

2 Leendertz (Anm. 1), 106 ff.

eigenes Stichwort nicht auf. Im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* findet sich zu diesem Lemma nur ein knapper Zweispalter, bezeichnenderweise aus der Feder von Niklas Luhmann. Dort heißt es einleitend, dass der Begriff »in den *Fachwissenschaften* gegenwärtig zumeist undefiniert und jedenfalls in sehr verschiedenartigen Bedeutungen gebraucht« werde.<sup>3</sup> In einer – allerdings als »schwierig« eingestuften – »*geschichtliche[n] Rückorientierung*« will Luhmann ihn auf die Denkfigur der »Einheit des Mannigfaltigen« zurückgeführt sehen und verknüpft ihn auf diese Weise mit alteuropäischen Begriffstraditionen.<sup>4</sup> Eine tragende operative Rolle aber erhält der Terminus in Luhmanns soziologischer Theorie durch seine kybernetisch-formalwissenschaftliche Bestimmung – nämlich als »Zahl und Verschiedenartigkeit der Relationen, die nach der Struktur des Systems zwischen den Elementen möglich sind«. <sup>5</sup> Ähnlich lautende Definitionen findet man inzwischen allenthalben. Ein *Lexikon zur Soziologie* versteht unter Komplexität den »Merkmals- und Gliederungsreichtum eines Systems, die Anzahl und Artverschiedenheit der Relationen, bezogen auf die Zahl der Elemente«;<sup>6</sup> *Gablers Wirtschaftslexikon* identifiziert sie mit der »Gesamtheit aller voneinander abhängigen Merkmale und Elemente, die in einem vielfältigen aber ganzheitlichen Beziehungsgefüge [...] stehen«. <sup>7</sup> In der Informatik wird sie am Speicherbedarf beziehungsweise der Rechenzeit eines Algorithmus bemessen.<sup>8</sup> Fast immer sind solche Definitionen mit einem Richtungsindex versehen: Die Komplexität von Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Wissen nimmt zu; umso dringlicher werden Strategien, ihr nicht zu erliegen. Nicht zufällig zielt auch bei der Kombination der Suchwörter »Komplexität« und »bewältigen« die Google-Trefferquote seit etwa vierzig Jahren steil nach oben. Die Steigerung von Komplexität in der Wirklichkeit zieht allerdings, und das macht die Lage zusätzlich unübersichtlich, eine Komplexitätssteigerung der Verfahren zur Komplexitätsbewältigung nach sich – mitsamt den daraus resultierenden Rückkopplungseffekten.

Auch was die Beschreibung kultureller und ästhetischer Phänomene angeht, hat der Begriff der Komplexität eine junge Karriere. Kant verwendet den Wortstamm »complex« hauptsächlich noch in humoralpathologischen Zusammenhängen (als »Complexion«) und nur vereinzelt in der Wahrnehmungslehre als *perceptio complexa* (»vielhaltige Vorstellung«).<sup>9</sup> In Hegels *Ästhetik* spielt der Begriff ebensowenig eine Rolle wie später in Adornos *Ästhetischer Theorie*. Sogar ein Grundbuch der Gattungslehre wie André Jolles' *Einfache Formen* hat seiner als Gegenbegriff nicht

3 Niklas Luhmann, »Komplexität«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. Joachim Ritter/Karlfried Gründer/Gottfried Gabriel, Bd. 4, Basel 1976, 939–941.

4 Luhmann, »Komplexität« (Anm. 3), 940.

5 Luhmann, »Komplexität« (Anm. 3), 940.

6 Werner Fuchs-Heinritz/Daniela Klimke/Rüdiger Lautmann u. a. (Hrsg.), *Lexikon zur Soziologie*, Wiesbaden <sup>5</sup>2011, 360.

7 *Gabler Wirtschaftslexikon*, Wiesbaden <sup>15</sup>2000, Bd. 3, 1772.

8 Peter Fischer/Peter Hofer, *Lexikon der Informatik*, Heidelberg <sup>15</sup>2011, 493; Fritz Krückeberg/Otto Spaniol (Hrsg.), *Lexikon Informatik und Kommunikationstechnik*, Düsseldorf 1990, 330.

9 Immanuel Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* [1798], in: *Kants Werke*, Akademie-Textausgabe, hrsg. Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften, Berlin 1902 ff., Bd. 7, 138.

bedurft.<sup>10</sup> Offenbar hat dieser Mangel an Nachweisen dazu geführt, ihn auch nicht in die *Ästhetischen Grundbegriffe* aufzunehmen.<sup>11</sup> Das ist bemerkenswert angesichts der Tatsache, dass der Begriff inzwischen in Abhandlungen zu Kunst und Kultur abundant und, wie es scheint, unumgänglich geworden ist. Wobei vielleicht auch hier gilt, was zwei Autoren in der Zeitschrift *BioScience* 2005 mit Blick auf einen ganz anderen Wissenschaftsbereich in nüchternen Worten festgestellt haben:

As an intuition about the world that we can't quite put our finger on, complexity is essentially a placeholder (in a variety of disciplines) for the unknown. [...] Complexity is an overarching metaphor in that it acts as a placeholder that moves among disciplines whenever they attempt to relate complicated, multifaceted, and unknown or partly unknown phenomena.<sup>12</sup>

## II.

Führt man sich vor Augen, welche diskursive Funktion der seit den 1980er Jahren auch in den Kulturwissenschaften vermehrt gebräuchliche Begriff der Komplexität erfüllt, dann ist der Verdacht, dass es sich dabei um einen Platzhalter handeln könnte, nicht ganz von der Hand zu weisen. Die Zuschreibung von ›Komplexität‹ tritt auffällig oft an die Stelle von Vorgängerbegriffen, deren Implikationen problematisch geworden sind und die deshalb inzwischen gemieden werden. Man sagt »komplex«, wo man früher »höher entwickelt« gesagt hätte und noch früher von höheren Kulturstufen oder Stufen der Kunstfertigkeit sprach. Zumal in der Gegenüberstellung mit ›Einfachheit‹ trägt der Begriff der Komplexität ein mehr oder minder verdecktes evolutionistisches Theorieprogramm mit sich herum. Als dessen vorerst letzte Manifestation kann Niklas Luhmanns Theorie der fortschreitenden Ausdifferenzierung sozialer Systeme gelten, die sich ihrer Grundausrichtung nach noch ganz in den Spuren des in der Soziologie seit ihren Anfängen zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorherrschenden Modernisierungsparadigmas bewegt. Gerade durch ihren stark verallgemeinernden historiographischen Schematismus hat sie starken Einfluss auf die Kulturwissenschaften ausüben können. Die geschichtsphilosophischen Hintergrundannahmen, die in ihr noch wirksam sind, laufen vereinfacht auf die Behauptung einer proportionalen Korrelation hinaus, nach Art der Formel: je entwickelter, desto komplexer; oder auch: je moderner, desto komplexer. Am anderen Ende dieser verkappten evolutionistischen Großzählung müssten Gesellschaften dann ›einfach‹, oder, wie es in Zeiten des Kolonialismus geheißen hätte, ›primitiv‹ gewesen sein. Mit anderen Worten, ein derartiges Generalschema wirkt daran mit, ein Bild der Vormoderne zu reproduzieren, das sich erst die Modernen als Rückprojektion

10 André Jolles, *Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz* [1930], Tübingen 2006.

11 Karlheinz Barck/Martin Fontius/Dieter Schlenstedt u. a. (Hrsg.), *Ästhetische Grundbegriffe. Ein Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, Stuttgart 2010.

12 James D. Proctor/Brendon M. H. Larson, »Ecology, Complexity, and Metaphor«, in: *BioScience* 55 (2005), 1065–1068, hier: 1066.

auf ihre eigene, angeblich überwundene – beziehungsweise verlorene – Herkunft geschaffen haben.

Wie irreführend solche Generalisierungen sind, zeigt sich nicht allein am empirischen Material, wenn man nämlich vormoderne Verhältnisse aus der Nähe betrachtet, sondern auch an den konzeptuellen Problemen, die sich beim Versuch der Rekonstruktion eines ›einfachen Ursprungs‹ evolutionärer Prozesse einstellen. Die intuitive Vorstellung, dass mehr Einfachheit weniger Komplexität bedeutet und umgekehrt, hält einer genaueren Nachprüfung nicht stand. Sie trifft schon deshalb nicht zu, weil beide Terme ihre je eigene Normativität mit sich führen. In den Kulturwissenschaften hat der Begriff der Komplexität auch insofern etwas von einer Platzhalterkategorie, als er durch seine Konjunktion mit offen oder verdeckt normativen Selbstbeschreibungen der Moderne nicht selten als technisch camouffierter Wertbegriff geführt wird, der einer inhärenten Überbietungslogik gehorcht. Ebenso wenig ist der Begriff der ›Einfachheit‹ ohne normative Implikationen verwendbar – nur dass es sich hier um einen ganz anderen Maßstab der Beurteilung handelt. Man bewegt sich offenbar nicht in derselben normativen Sphäre, sondern wechselt den Referenzrahmen, wenn man ›Komplexität‹ zuschreibt oder aber ›Einfachheit‹ zu einem positiven Kriterium erhebt. Auch aus diesem Grund stehen diese beiden Begriffe nicht in einem Verhältnis umgekehrter Proportionalität, sondern in sehr viel schwierigerer Weise orthogonal zueinander.

Überhaupt wird man weder Gesellschaften noch Denksystemen noch ästhetischen Gebilden, sofern sie nur einen gewissen Grad von innerer Differenzierung erreichen, einen pauschalen Index von geringerer oder höherer Komplexität anhaften können. Nötig sind vielmehr Modelle, die mit der Nachbarschaft und dem Zusammenspiel komplexitätssteigernder wie komplexitätsreduzierender Dynamiken umgehen können. Vereinfachungen, seien sie struktureller, semantischer oder ästhetischer Art, können sich aus enorm komplexen Problemlagen ergeben und entsprechend verwickelte Folgeoperationen auslösen oder erzwingen; auf der anderen Seite arbeiten auch komplexe Systeme in bestimmten Bereichen oder Operationsphasen mit Reduktionen, wenn sie nicht – was auch vorkommen kann – als ganze unter der Last einer überhandnehmenden und schließlich blockierenden Interdependenz ihrer Elemente zusammenbrechen.

Es ist nicht schwer, dafür Belege zu finden. Ein Modellfall auf dem Gebiet der sozialen Organisation wäre das Verwandtschaftssystem, das in modernen Gesellschaften weit geringere und schwächere strukturelle Kopplungen herstellt als in den Gesellschaften, deren elaborierte Verwandtschaftssysteme Claude Lévi-Strauss beschrieben hat.<sup>13</sup> Der Rückbau von verwandtschaftlicher Interdependenz wiederum macht beweglichere, ihrerseits Komplexität steigernde Formen von Kooperation und Vergemeinschaftung möglich. Es lässt sich hier mithin ein gleichzeitiger Ab- und Aufbau von Komplexität beobachten, je nachdem, welche soziale Organisationsebene man in den Vordergrund rückt. Entsprechendes gilt für das Informell-Werden von Kommunikation in modernen westlichen Gesellschaften, das offensichtlich die Kehrseite ihrer Tendenz zu verstärkter sozialer Mobilität und Individualisierung dar-

13 Claude Lévi-Strauss, *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*, übers. Eva Moldenhauer, Frankfurt a. M. 1993 (frz. 1949).

stellt. Dieser Tendenz fiel die in der Frühen Neuzeit hochentwickelte Kunst des Zereemoniells und der Berücksichtigung hierarchischer Positionen sowohl in mündlichen wie in schriftlichen Kommunikationen zum Opfer. Sozusagen als Kollateralschaden geriet dabei die Rhetorik als Anleitung zu kunstvoller, situationsgerechter Rede in Misskredit. Infolgedessen verlor innerhalb weniger Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts ein gewaltiges Lehrgebäude, das die alteuropäische Kommunikationskultur bestimmt hatte, an Geltung. Überhaupt wird die europäische Kulturgeschichte durch derartige Zusammenbrüche von Wissenssystemen skandiert, oft im Zusammenhang mit veränderten medienkulturellen Rahmenbedingungen. In manchen Fällen verdichten sie sich zu einzelnen ikonischen Momenten und Gesten. Eine (unvollständige) Liste umfasst Luthers Aufkündigung der patristisch-kirchlichen Lehrtradition durch Berufung auf das Prinzip *sola scriptura*; Descartes' Rückzug aus der Welt in eine beheizte Stube bei Ulm, um der Philosophie unter dem Primat des Zweifels ein neues Fundament zu verleihen; Herders Seereise im Jahr 1769, deren Beschränkungen ihn dazu veranlassen, im Geist der Geniezeit »ohne Bücher und Instrumente aus der Natur zu philosophiren«<sup>14</sup>; Nietzsches Historismus-Kritik und Metaphysik des Willens; das Futuristische Manifest von 1909; der Siegeszug des Pop seit den 1960er Jahren; aktuell die Digitale Revolution und ihre Verabschiedung der Kultur des gedruckten Buches.

In allen diesen Umbrüchen erfolgt eine radikale Entwertung bestehender Wissensbestände und der in ihnen akkumulierten Komplexitäten, um gewissermaßen für einen Neuanfang Platz zu machen. Oft ist der damit einhergehende Traditionsriss so komplett, dass das, was ihm voraufging, fortan ein bloßes Schattendasein im kulturellen Gedächtnis fristet oder ganz vergessen wird. Man halte sich nur vor Augen, wie schnell – innerhalb von nicht mehr als zwei oder drei Jahrzehnten – die Evidenztechniken der Frühen Neuzeit, die in großem Umfang allegorischer und emblematischer Natur waren, im Lauf des 18. Jahrhunderts kollabiert sind. Gewöhnlich wird dies mit dem Aufschwung des Empirismus und der Naturwissenschaft in Verbindung gebracht, der ein System von Zeichenbezügen unglaublich machte, das zweifelhafte Annahmen über Tiere, Physiologie, Sternbewegungen einerseits, unkritisch zitierte Chroniken und Historiographien auf der anderen Seite umfasste und überdies mit Methoden arbeitete, die in der Aufklärung nicht mehr als wissenschaftlich valide galten: Analogie, Parabel, Rückschlüsse vom herausgehobenen Exemplum auf die Einrichtung der Welt als ganzer. Aber diese neue Sichtweise kann nicht anachronistisch ihrem eigenen Zustandekommen unterlegt werden und ist insofern ihrerseits erklärungsbedürftig. Stattdessen liegt die Annahme nahe, dass die bis dahin vorherrschende theologisch-akademische Praxis, die Welt als ein Verweissystem sinnhafter Zeichen zu lesen, wie sie sich in der oft dunkel-mehrdeutigen Systematik der Emblemsammlungen niederschlägt, den rapiden Zuwachs des in Druckwerken gesammelten Wissens nicht mehr einfangen konnte. Es trug sich hier eine Art Komplexitätsinfarkt zu, der den Boden für neue Wissensordnungen bereitete. Eine davon besteht in der Einführung entwicklungsgeschichtlicher Denkweisen. Die Dimension der Zeit stand epistemologisch gleichsam noch leer, ihr Gebrauch durch

14 Johann Gottfried Herder, *Journal meiner Reise im Jahr 1769*, historisch-kritische Ausg., hrsg. Katharina Mommsen, Stuttgart 1983, 13.

evolutionär auslegbare Kategorien<sup>15</sup> und Verfahren der Historisierung<sup>16</sup> konnte deshalb vorerst entlastend wirken, wodurch allerdings in der Folge neue Komplexitäten entstanden.<sup>17</sup>

### III.

Neben solche weitgehend friedliche kulturgeschichtliche Zäsuren sind all die Zusammenbrüche zu rücken, die sich durch Katastrophen, Kriege oder Revolutionen ergeben und Gesellschaften zumindest vorübergehend in einen primitiveren Zustand zurückversetzen – eine ständig mitlaufende Möglichkeit, die in evolutionistischen Konzepten gern vernachlässigt wird. In all diesen Szenarien erscheint ›Einfachheit‹ nicht als verlorener Anfang einer komplex gewordenen Welt, sondern als Resultat komplexer Dynamiken, die sich gewissermaßen gegen sich selber kehren. Auch die Praktiken der Einfachheit, seien sie meditativer, philosophischer oder ästhetischer Art, mit denen sich einige Beiträge des vorliegenden Bandes befassen, haben es nicht mit einem primordialen, sondern mit einem dem Chaos der Welt abzugewinnenden Zustand zu tun.<sup>18</sup> Für die Leitbegriffe des hier dokumentierten Symposiums ist daraus die Forderung nach einer nuancierenden Verwendung abzuleiten, bei der strikte und lose Kopplungen, Prozesse der Formalisierung und der Informalisierung, Verflüssigung und Verhärtung in variablen Verhältnissen nebeneinander bestehen.

Es mag an der Vielzahl solcher notwendigen Rücksichten liegen, dass der Begriff der Komplexität im Bereich ästhetischer Phänomene bisher keine allgemein akzeptierte definitonische Schärfung erfahren hat. Wollte man seine kybernetisch-sozialwissenschaftliche Definition übernehmen, dann würde es sich anbieten, eine Brücke zwischen Systemen als formalen Einheiten beziehungsweise »ganzheitliche[n] Beziehungsgefügen«<sup>19</sup> und entsprechend systemisch verstandenen Kunstwerken zu schlagen. Das Maß für ästhetische Komplexität wäre dann die Verdichtung möglicher oder aktualisierter Relationen zwischen den Elementen, die das Kunstwerk umfasst. Der Rechenzeit der maschinellen Algorithmen könnte man dementsprechend die ›Deutungszeit‹ menschlicher Kunstrezipienten zur Seite stellen. Solche Analogiebildungen sind jedoch aus mindestens zwei Gründen problematisch. Erstens würde man sich dadurch auf ein autonomieästhetisches Verständnis geschlossener Kunstwerke festlegen. Zweitens würden sich nicht einmal unter dieser Prämisse die Elemente und damit die möglichen Relata in einem Kunstwerk wie ein feststehendes Set benennen und abzählen lassen. Welche Potentialitäten und Referenzen ein Kunstwerk enthält, ist nicht ein für alle Male quantifizierbar. Es hängt von den sich ständig wandelnden Rahmenbedingungen eines prinzipiell unabschließbaren Prozesses der Rezeption ab. Allenfalls ließe sich eine derart formale

15 Siehe die Einleitung von Juliane Vogel in Sektion 3.

16 Siehe Sektion 4, insbesondere die Einleitung von Peter Geimer.

17 Eingehender dazu: Albrecht Koschorke, *Hegel und wir*, Berlin 2015, 61 ff.

18 Siehe Sektion 1, insbesondere die Einleitung von Niklaus Largier.

19 Siehe oben Anm. 7.

Analyse auf einige stark kombinatorische Kunstformen richten – vielleicht in der Musik, vielleicht bei lyrischen Kleinstformen. Doch selbst dort bekäme man auf diese Weise wohl kein brauchbares ästhetisches Kriterium an die Hand.

Lohnender scheint es, das Instrumentarium der Komplexitätstheorie auf das Verhältnis zwischen künstlerischen Arrangements und ihrer jeweiligen Umwelt anzuwenden. Ästhetische Formen sind selektiv, weil sie nur bestimmte Außenweltgehalte in das Kunstwerk einlassen; insofern kann man von einem Vorgang der Komplexitätsreduktion sprechen. Indem er das ›Rauschen‹ anderer Wirklichkeiten ausfiltert – oder vielmehr das, was nach Maßgabe bestimmter Gestaltungsprinzipien als Rauschen erscheint –, steht der künstlerische Schaffensprozess im Dienst der Vereinfachung und Entlastung. Gerade das aber setzt ihn in den Stand, gegebenenfalls eine immense Eigenkomplexität zu entwickeln. Bildliche und narrative Reduktion, Typisierung, Idealisierung, hypothetische Problembearbeitungen im Modus des Fiktionalen: All diese ihrem Prinzip nach vereinfachenden Verfahren können als Ausgangspunkt komplexer ästhetischer Strukturbildungen dienen. Natürlich ist die strukturierende Leistung von Formen nicht auf den Bereich der Künste beschränkt; es hat sich deshalb als äußerst erkenntnisfördernd erwiesen, im Konzept der Tagung das Zwiegespräch mit der Rechtswissenschaft zu verankern, die über ein großes, in eminenten Weise praxisrelevantes Wissen über Prozesse der Formalisierung und deren Verhältnis zum informellen Charakter lebensweltlicher Gegebenheiten verfügt.<sup>20</sup> Begriffssprachlich lässt sich bei der Analyse solcher Vorgänge wiederum an Niklas Luhmann anknüpfen, wobei bemerkenswert ist, welche vergleichsweise geringe Rolle die Analyse von ästhetischer Komplexitätsverarbeitung in Luhmanns eigener Kunsttheorie spielt.<sup>21</sup>

Zu bestimmen, was in ästhetischer Hinsicht einfach und was komplex ist, stößt noch auf eine zusätzliche Schwierigkeit. In der kybernetisch-informationstheoretischen Fassung des Begriffs entsteht Komplexität durch Integriertheit der Elemente, das heißt durch enge Verknüpfungen, die wechselseitige, durch mehrere Relationen hindurchgehende Abhängigkeiten erzeugen. Insoweit wäre Komplexität ein Gegenbegriff zu Kontingenz (obwohl beide in den gängigen Moderne-Theorien in einem Atemzug genannt werden). Umgekehrt wird nach diesem Verständnis Komplexität durch Lockerung der Elementrelationen neutralisiert – sei es durch Unterbrechung, sei es durch Erzeugung von Unbestimmtheiten, die sozusagen Pufferzonen bilden, um die aus der Komplexitätstheorie bekannten Kaskadeneffekte, das heißt das Überlaufen von Dynamiken zwischen unterschiedlichen Bereichen und Niveaus, zu unterbinden.<sup>22</sup> Aber wird man damit der ästhetischen Qualität von Listen, unvollständigen Reihen oder anderen, nicht durch strikte Gestaltungsprinzipien geregelten Aggregationsverfahren gerecht? Muss man nicht der Analyse von Kunstwerken das Verständnis einer eher offenen Vielheit und damit einer durch

20 Siehe die Einleitung von Christoph Möllers in Sektion 2.

21 Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1995.

22 Vgl. Dirk Helbing, *Thinking Ahead. Essays on Big Data, Digital Revolution, and Participatory Market Society*, Cham 2015, 13; Michael Hagner/Dirk Helbing, »Technologiegetriebene Gesellschaft oder sozial orientierte Technologie? Ein Gespräch«, in: Heinrich Geiselberger/Tobias Moorstedt (Hrsg.), *Big Data. Das neue Versprechen der Allwissenheit*, Berlin 2013, 238–272.

Unbestimmtheiten zwischen den Elementen nicht geschwächt, sondern gesteigerten Komplexität zugrunde legen? Diese Frage hat während der vier Tage des Symposiums mehrfach zu intensiven Debatten geführt.

Die kategorialen Schwierigkeiten, die mit dieser Frage verbunden sind, lassen sich exemplarisch am Beispiel des Romans als einer prototypisch modernen literarischen Gattung vor Augen führen. Indem der Roman sich formaler und generischer Vorgaben weitgehend entledigt, wird er, so ist zu vermuten, befähigt, in einem ganz anderen Maß als etwa das Versepos Wissensbestände heterogener Art und Herkunft zu verarbeiten. Ist deshalb der Roman komplexer als eine stärker durch vereinheitlichende Formregeln gebundene literarische Gattung? Oder ist er weniger komplex, weil in seiner kompositorischen Anlage formal einschränkende, dadurch selektive Parameter wie das Metrum, die Vers- und Strophenform unbeachtet bleiben können?

Niklas Luhmann, um ihn ein drittes Mal zu erwähnen, hat in einem nachgelassenen Aufsatz zum Entscheidungsproblem begriffliche Differenzierungen vorgenommen, die für die Analyse ästhetischer Phänomene nützlich sein können.<sup>23</sup> Die sachliche Komplexität von Entscheidungssituationen, schreibt er, steige in dem Maß, in dem nicht nur die Zahl, sondern auch die Verschiedenartigkeit der berücksichtigten Alternativen zunehme und diese überdies nicht unabhängig voneinander seien, sondern sich wechselseitig beeinflussten.<sup>24</sup> Eine qualitativ neue Stufe aber werde erreicht, wenn sich darüber hinaus die »Beurteilungsdimensionen« vermehrten.<sup>25</sup> Zwischen gleichartigen oder nach Maßgabe bestehender Kriterien miteinander kompatibel zu machenden Optionen, so lässt sich diese Argumentationsweise ergänzen, läuft Komplexitätsverarbeitung auf eine Rechenoperation hinaus, die in einer finiten Anzahl von Schritten durchgeführt werden kann; wo sich aber ungleichnamige Rationalitäten begegnen, zwischen denen kein eindeutiges Übersetzungsverhältnis besteht, stellt sich eine Dynamik infiniter Komplexität und Unentscheidbarkeit ein. Es liegt nahe, in ästhetischen Gebilden vor allem diese letztere Art von Komplexität wirksam zu finden, statt die Erwartung systemischer Geschlossenheit an sie zu richten.

#### IV.

Eine umfassende Theorie ästhetischer Komplexität liegt bisher nicht vor. Auch die Forschungen, die zu kulturellen und künstlerischen Rekursen auf Formen der Einfachheit durchgeführt wurden, fügen sich in keine überwölbende Synthese. Die Teilnehmer des Symposiums im September 2015 an der Villa Vigoni, aus dem dieser Band hervorging, sahen sich durch die Themenvorgabe der Deutschen Forschungsgemeinschaft mit der Herausforderung konfrontiert, das abstrakt-konzeptuelle Begriffspaar von »Komplexität« und »Einfachheit« mit den jeweiligen Untersuchungs-

23 Niklas Luhmann, »Zur Komplexität von Entscheidungssituationen [1973]«, in: *Soziale Systeme* 15/1 (2009), 3–35.

24 Luhmann, »Zur Komplexität« (Anm. 23), 8.

25 Luhmann, »Zur Komplexität« (Anm. 23), 16.

gegenständen in einer Weise in Verbindung zu bringen, die sowohl in Hinsicht auf die Erschließung des Materials als auch in Hinsicht auf eine umfassendere theoretische Perspektive ergiebig ist. Eine gewisse Polyphonie der Begriffsverwendung war dabei trotz wiederholter definitorischer Eingrenzungsversuche nicht zu vermeiden. Diese Vielstimmigkeit blieb aber insofern fruchtbar, als die Überlegungen zu ästhetischer, jurisdischer, planerischer und informatorischer Komplexität sich wechselseitig anregen konnten. Dies bezeugen die lebhaften Diskussionen, die auf der Tagung geführt wurden. Trotz der breiten Interdisziplinarität des Teilnehmerkreises war das Fehlen einzelner Fächer zu spüren, die für die Thematik der Komplexität zentral sind. Genannt seien nur die Soziologie beziehungsweise Organisationswissenschaft, die Geschichte und die Musikwissenschaft. Vertreter dieser Fächer hatten sich bedauerlicherweise auf die Ausschreibung hin nicht oder nicht mit überzeugenden Vorhaben beworben.

Der Herausgeber hat den vier KuratorInnen zu danken, die den jeweiligen Tag konzipiert, moderiert und eingeführt haben, sowie den RedaktorInnen, die im Anschluss an das Symposium vor der schwierigen Aufgabe standen, die Diskussion der einzelnen Beiträge in äußerst verknappter Form zusammenzufassen. Florian Schneider war über sein Amt als Redaktor hinaus maßgeblich an der Organisation der Veranstaltung im Vorfeld und in der Nachbereitung beteiligt. Sabine Biebl hat die Einrichtung der Beiträge für den Druck übernommen. Großer Dank gilt nicht zuletzt dem Team der Villa Vigoni, das in allen Hinsichten ein Umfeld schuf, das nicht hätte angenehmer und förderlicher sein können. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat sowohl die Veranstaltung als auch den Druck dieses Bandes unbürokratisch und großzügig unterstützt.

## Literatur

- Barck, Karlheinz/Fontius, Martin/Schlenstedt, Dieter u. a. (Hrsg.), *Ästhetische Grundbegriffe. Ein Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, Stuttgart 2010.
- Fischer, Peter/Hofer, Peter, *Lexikon der Informatik*, Heidelberg <sup>15</sup>2011.
- Fuchs-Heinritz, Werner/Klimke, Daniela/Lautmann, Rüdiger u. a. (Hrsg.), *Lexikon zur Soziologie*, Wiesbaden <sup>5</sup>2011.
- Gabler Wirtschaftslexikon*, Wiesbaden <sup>15</sup>2000, Bd. 3.
- Hagner, Michael/Helbing, Dirk, »Technologiegetriebene Gesellschaft oder sozial orientierte Technologie? Ein Gespräch«, in: Heinrich Geiselberger/Tobias Moorstedt (Hrsg.), *Big Data. Das neue Versprechen der Allwissenheit*, Berlin 2013, 238–272.
- Helbing, Dirk, *Thinking Ahead. Essays on Big Data, Digital Revolution, and Participatory Market Society*, Cham 2015.
- Herder, Johann G., *Journal meiner Reise im Jahr 1769*, historisch-kritische Ausg., hrsg. Katharina Mommsen, Stuttgart 1983.
- Kant, Immanuel, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht [1798], in: *Kants Werke*, Akademie-Textausgabe, hrsg. Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften, Berlin 1902 ff., Bd. 7.
- Koschorke, Albrecht, *Hegel und wir*, Berlin 2015.
- Krückeberg, Fritz/Spaniol, Otto (Hrsg.), *Lexikon Informatik und Kommunikationstechnik*, Düsseldorf 1990.
- Jolles, André, *Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz* [1930], Tübingen <sup>8</sup>2006.
- Leendertz, Ariane, »Das Komplexitätssyndrom: Gesellschaftliche ›Komplexität‹ als intellektuelle und politische Herausforderung«, in: Ariane Leendertz/Wencke Meteling (Hrsg.), *Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er-Jahren*, Frankfurt a. M./New York 2016, 93–131.

- Lévi-Strauss, Claude, *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*, übers. Eva Moldenhauer, Frankfurt a. M. 1993 (frz. 1949).
- Luhmann, Niklas, *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1995.
- Luhmann, Niklas, »Zur Komplexität von Entscheidungssituationen [1973]«, in: *Soziale Systeme* 15/1 (2009), 3–35.
- Osswald, K. D. »Komplexität«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. Joachim Ritter/Karlfried Gründer/Gottfried Gabriel, Bd. 4, Basel 1976, 939–941.
- Proctor, James D./Larson, Brendon M. H., »Ecology, Complexity, and Metaphor«, in: *BioScience* 55 (2005), 1065–1068.

# Sektion 1: Praktiken der Einfachheit

## Einführung

Niklaus Largier

### I.

Der Begriff der Komplexität ist im Blick auf literarische Artefakte und den kulturwissenschaftlichen Umgang mit diesen ohne die Begleitbegriffe Komplexitätssteigerung und Komplexitätsreduktion nicht zu denken. Was – von Homers *Odyssee* und Wolframs *Parzival* bis zu Musils *Mann ohne Eigenschaften*, von Pindars Gedichten und Walther von der Vogelweides Liedern zur Lyrik Rilkes – in den Kanon geleseener Texte eingeht, wird als komplex wahrgenommen. Das heißt zunächst: Es gilt in seiner normativen Gestalt als bleibende Herausforderung an den Leser und den Interpreten. Es kann vereinfachend als Roman, als Erzählung, oder als Gedicht charakterisiert werden, doch ist der kulturelle Mehrwert, der als inhaltliche und formale Komplexität des Artefakts erscheint, dadurch nicht wirklich erschlossen. Er muss, darin besteht die Funktion des Interpreten, sowohl historisch wie systematisch immer neu expliziert werden.

Hinzuzufügen ist freilich, dass solche Komplexität hier keineswegs einen Gegensatz zur Einfachheit oder zu sogenannten ›einfachen Formen‹ bildet, sondern eine Relation bestimmt, in der Leser und Text, Artefakt und Rezipient, Text und Kontext zueinander stehen und gestellt werden. Ein Text ist komplex, und darin liegt denn auch immer ein ästhetisches – durchaus topisch-rhetorisches – Qualitätsurteil, insofern er diese Relation so herstellt, dass er einen vermeintlich unabschließbaren Interpretationsprozess initiiert. Dieser postuliert und reduziert Komplexität wiederum gleichzeitig – und bildet darin gewissermaßen den Motor kultureller Produktion und Wertbildung. So wird das Lesen und Wiederlesen etwa von Tolstois *Anna Karenina*, das neue Deutungsperspektiven öffnet, zum Indiz dafür, dass hier – exemplarisch in den Augen Dostojewskijs, Faulkners und Nabokovs – ein formaler Höhepunkt der Gattung Roman vorliegt, dessen Perfektion in der Komplexitätssteigerung mittels der zur Verfügung stehenden, in ihrer Grundform wiederum oft einfachen erzählerischen Verfahren besteht. Gerade dieses Merkmal wird, so darf man wohl sagen, zum ideologischen Supplement der Qualitäts- und Komplexitätszuschreibung nicht nur in hermeneutischer, sondern auch in dekonstruktiver oder in medientheoretischer Sicht. Interessant ist und bleibt, was dicht und dadurch nicht einfach durchschaubar ist, sei es im Blick auf die Sinnenebene, die Modi der Selbstreferenz oder die Funktion als Medium. Interessant ist aber auch, man denke etwa an moderne

Formen minimalistischer Musik und Poesie, was in seiner suggestiven Einfachheit Komplexität vereinfachend herausfordert und damit in die Einfachheit absorbiert, aus der sie der Interpret wieder zu entfalten vermag. Vervielfältigung entfaltbarer Rezeptionsperspektiven wird so zur Signatur kultureller Produktion einerseits, und zur qualifizierbaren professionellen Leistung der Kulturwissenschaftler andererseits, deren Aufgabe darin besteht, Komplexität auch dort aufzuweisen, wo wir Einfachem zu begegnen glauben.

Gleichzeitig, und darin liegt ebenfalls ein topisches Qualitätsurteil, ist der kanonische Text als Form auch ›einfach‹, nicht zuletzt, insofern er in seiner Gestalt Komplexitätssteigerung und -reduktion thematisiert und diese in der Bestimmung literarischer Formen und Genres oder in Auseinandersetzung damit oft modellhaft und mehr oder weniger explizit reflektierend vor Augen führt. So entsteht auch auf der Seite formaler Einfachheit wiederum Komplexität. Dies ist, unter durchaus unterschiedlichen poetologischen, sozialen und psychologischen Bedingungen und Formen, nicht nur in der modernen Literatur bei James Joyce oder Samuel Beckett der Fall, sondern schon in antiken Texten und in der die Autorfigur problematisierenden höfischen Epik oder Minnellyrik des Mittelalters.

## II.

In der Gestaltung dieser Relationen von Komplexitätssteigerung und -reduktion treten auf der Seite der Texte und der Textproduktion ästhetische, rhetorische und poetische Verfahren in den Vordergrund, die oft scheinbar einfache Verhältnisse in komplexe Formen übersetzen oder im Gegenzug letztere auf einfache Konzepte und auf Bilder der Einfachheit zurückführen. Diese werden in der Lektüre und der literaturwissenschaftlichen Interpretation wieder im Blick auf ihre Komplexität befragt. Dabei wird zumeist – etwa in Denkparadigmen von Identität und Differenz, in der historischen Entfaltung biblischer Hermeneutik in der mittelalterlichen Schriftexegese oder der Produktion ästhetischer Attraktivität im modernen Minimalismus – die Komplexitätssteigerung auf intrikate Weise mit impliziten oder expliziten Postulaten der Einfachheit und Vereinfachung verbunden. Manchmal erscheint die Steigerung der Komplexität hier als Bedingung der Einfachheit, manchmal umgekehrt die Einfachheit als explizit oder implizit verhüllte oder verdichtete Komplexität. In beiden Fällen ist von Praktiken auszugehen, die Lebenswelten und Reflexionsmuster komplizieren (und damit, von der Theologie bis zur Erotik, reichhaltiger und interessanter machen), um – eher provozierend als paradox – im Postulat und in der Praxis der Vereinfachung die Komplexität auf der Objektebene wie auf der epistemologischen Ebene wieder zu sprengen. Das berühmteste Beispiel dafür möchte man vielleicht in Marcel Duchamps *Fountain* sehen, doch es ließen sich hier zweifellos auch Gedichte etwa von Ernst Jandl als Beispiele anführen. Dem entspricht auf der Seite des Interpretens ein Übergang von der Hermeneutik zur Dekonstruktion und schließlich zur Medientheorie, zeichnet sich doch auch hier eine Verschiebung ab, die in der Komplexitätsproduktion von der Explikation der vermeintlich singeladenen Essenz des Werkes zu seiner Selbstreferentialität und schließlich zur Performanz des Mediums übergeht. Die Paradigmenwechsel, die dabei zu beobachten sind, lassen sich als Modi

der Komplexitätssteigerung beschreiben, die entstehen, wo ältere Modelle und ihre Wahrnehmungsformen scheinbar (und oft nur zeitweilig) erschöpft sind.

Im Begriffspaar Komplexität und Einfachheit sind so immer Verhältnisse der Vermittlung in Hinsicht auf die Produktion und Evaluation bestimmter Wahrnehmungsbestände und kognitiver Paradigmen mitzudenken. Zudem wird in normativer und kritischer Hinsicht oft das Einfache gegen das Komplexe, das Komplexe gegen das Einfache polemisch ausgespielt, wobei das, was als Einfaches auftritt, in den Augen eines neuen, oft subversiv oder revolutionär auftretenden Vereinfachungspostulates als (Über-)Komplexes gesehen wird. Kaum etwas hat denn auch ähnliche Reihen an Interpretations- und immer neuen Vereinfachungsvorschlägen ausgelöst wie die christliche Forderung der ›Armut (im Geiste)‹ und der mystischen ›Gelassenheit‹; oder, damit eng verbunden, das ästhetische Ideal des sogenannten Realismus. Die Intervention des Heiligen Franziskus, der im Armutspostulat dem etablierten klösterlichen Leben und dem idealistischen Blick auf die Welt ein radikales Vereinfachungsmodell und den Zugang zur ›realen‹ Welt entgegen hält, kehrt so in Negris und Agambens Denken als radikale Subversion bestehender neoliberaler Ordnung und ihrer Komplexität zurück. Oder man denke an Meister Eckharts Forderung nach einfacher ›Gelassenheit‹, die von Seuse bis Heidegger und Derrida eine unabsehbare Reihe komplexer Deutungsmuster produziert hat.

Dies heißt denn auch, dass im Blick auf Komplexität und Einfachheit weder auf der Objektebene noch auf der epistemologischen Ebene von einem klar umreißbaren Gegensatz ausgegangen werden kann, sondern dass nach den spezifischen Formen der Gegenläufigkeit und Verschränkung von Einfachheit und Komplexität, sowie den damit verbundenen, historisch kontextualisierbaren Interessen, Reflexionsformen und Normen in Verfahren und Praktiken der Produktion und Rezeption von Artefakten zu fragen ist.

### III.

Einfachheit ist, so darf man wohl sagen, zunächst ein praktisches Postulat philosophisch-kritischen Denkens, auf das sich auch die neuzeitliche Formel »vom Mythos zum Logos« nachträglich als historische Vereinfachungsformel beziehen wird. Wo viele Dinge sind, möchte man diese – nach solcher Lesart – auf ein paar einfache Elemente oder auch das Teilbare aufs Unteilbare reduzieren (die Rede von Feuer, Luft, Wasser, Erde oder von Atomen, Zahlen, und Proportionen präsentiert sich so zunächst als Reduktionsformel von Vorgängen, die als vielschichtig und kompliziert wahrgenommen werden); viele in ihrer Ordnung undurchschaubare Geschichten sollen durch eine Geschichte, mythische Rede durch vernünftigen Diskurs ersetzt werden; wo man in vielfacher Weise vom Guten spricht, möchte man ein Gutes, ein Schönes, ein Wahres finden und auch diese drei möglichst noch als Eines denken können. Der Austausch zwischen Sokrates und Menon, den David Martyn in seinem Beitrag zitiert, ist ein gutes Beispiel gerade dafür – und auch dafür, dass die Vereinheitlichungs- und Vereinfachungsstrategien von Platon bis Hegel selbst neue Komplexität produzieren, die ihrerseits dann oft, man möchte sagen: in einer *mise en abîme*, neue Postulate revolutionärer Reduktion und Vereinfachung auf den Plan ruft.

Das Viele, Multiple, in komplexe Relationen Verstrickte wird so, paradigmatisch im Gespräch zwischen Menon und Sokrates, oft als Ärgernis, Verfall, Unklarheit, oder doch zumindest als absteigende Entfaltung ursprünglicher Einfachheit gesehen. In diesem Sinne steht im Neuplatonismus etwa eines Plotin, der dieses Denken exemplarisch und historisch wirkungsmächtig zur Vollendung führt, das Eine an der Spitze aller Entfaltung und fungiert als der eigentliche Grund aller davon abhängigen Vielfalt, als das eigentlich Wirkliche, in dem alle Komplexität in Einfachheit, alle multiple Perspektivität in vollkommene Transparenz und in die simple Konvertibilität von Gutem, Schönerem und Wahrem überführt wird. Oder auch, in der historisch nicht weniger einflussreichen stoischen Variante von Senecas lebenspraktischer Weisheit: Das laute und lärmige, durch seine Geschwindigkeit und soziale Verstrickung Verstand und Sinne verwirrende Leben der Stadt und der Gesellschaft soll im einfachen Leben in der Villa auf dem Land ein Gegenstück einfachen Selbstgenügens finden.

#### IV.

Doch gerade an diesen exemplarischen Stellen postulierter Vereinfachung tritt wiederum in den Vordergrund, dass das Eine und Einfache nicht schlechthin als Gegensatz zum Vielen gedacht werden darf, sondern in aller komplexen Vielfalt des Lebens und Denkens gewissermaßen präsent gehalten werden soll. Ich sage »gewissermaßen«, da ich mich nicht auf die Vorstellung oder Figur einer Präsenzmetaphysik festlegen möchte (die hier natürlich mitspielt und die man ebenfalls als radikale Komplexitätsreduktion verstehen kann). Was im Blick steht, ist vielmehr eine Praxis und der Begriff einer Poetik des Denkens und der Existenz, die Zeitlichkeit ins Spiel bringen, aber die Kompliziertheit des zeitlichen Lebens reduzieren will. Diese Praxis transponiert den scheinbar eindeutigen theoretischen Gegensatz zwischen dem Einem und Vielen, der Einfachheit und Komplexität, indem er ihn, so darf man wohl sagen, konsequent der Vergegenständlichung entzieht und einer praktischen Übung überantwortet. Auf Platons *Symposion* und die Vorstellung des Eros aufbauend, wird das verführerische Schöne nicht nur zum Ausgangspunkt einer Metaphysik, die vom vielen Schönen zum einen Schönen, von der Vielfalt zur Einheit führt, sondern vor allem zu einer Praxis der Aufmerksamkeit und einer Lebensform, der die Wahrnehmung des Vielen konkret und immer neu einfältig werden soll. Jeder Moment der Verführung durch das Schöne in seiner Komplexität ist demnach Teil dieser Praxis der Einfalt, die natürlich auch als Hingabe und Preisgabe gedacht werden muss, in der die Komplexität gleichzeitig bejaht und überwunden wird. Wer sich von der Schönheit eines Menschen angezogen fühlt und sich verliebt, ist daher nicht bloß Opfer einer kontingenten psychischen Disposition, sondern Teil einer kosmischen Ordnung, in der sich das Eine durch Schönheit entfaltet und damit die zeitliche Mannigfaltigkeit in der Praxis der Liebe und im konkreten Leben des Liebenden an sich bindet. Dieser bejaht damit die Vielfalt des vom Schönen angezogenen Begehrens, doch überwindet er diese gleichzeitig in der Einfachheit der Liebe.

Was sich in diesem Modell abzeichnet, sind Dimensionen der Philosophie – und, wie ich meine, auch der Dichtung – als geistiger Übung, in der Komplexitätsproduk-

tion und Komplexitätsreduktion die Extreme eines Denkens bilden, das nicht nur metaphysisches Wissen, sondern gleichzeitig Formung des Lebens der Seele sein will. Foucaults spätes Werk wird, wie wir wissen, gerade zu diesen Momenten einer Philosophie als Lebenskunst zurückkehren. Er folgt dabei dem ersten großen Historiographen der Philosophie, Diogenes Laertios, der dies bereits prägnant herausgearbeitet und darin nicht zuletzt Nietzsche immer fasziniert hat. Nicht nur die Platoniker und die Mystiker sind indes im Blick auf diese fragmentarische Genealogie der Vereinfachungspostulate zu nennen. Diogenes der Kyniker, der sich in sein Fass zurückzieht und Alexander den Großen bittet, aus der Sonne zu treten, ist ein explizit anti-platonischer Praktiker, der ›Natürlichkeit‹ als Einfachheit explizit gegen die Doxa aller Idealisierung und die Idealität des Gesellschaftsvertrags stellt. Wenn er Platon, der angeblich den Menschen als unbehaartes zweifüßiges Wesen definiert, ein gerupftes Huhn entgegenhält, tut er dies nicht so sehr als Gegenargument, sondern vielmehr als Herausforderung eines Denkens, das immer neu Komplexität produziert, wo es sich selbst als Vereinfachung darstellt. Diogenes wird so in seinen Interventionen, die komplexe Weltverhältnisse aufzubrechen suchen, als radikaler Vereinfacher zum philosophischen Narren, dessen Spuren sich noch in der Figur des Heiligen Franziskus finden, der sich auf dem zentralen Platz von Assisi vor aller Augen nackt auszieht, damit alle Ordnung der Repräsentation dekonstruiert und durch die Figur einfacher Liebe ersetzt wird. Die Geste der radikalen Armut, die damit einhergeht, ist Geste der Einfachheit und Vereinfachung, die hier auch das komplexe Vermittlungsgebäude philosophischer Theologie herausfordert. Der heilige Narr – oder, im Blick auf den Beitrag von Sandra Janßen, auch der Paranoide – hält demnach der Welt einen Spiegel vor, der ihre Komplexität als kulturelle Produktion vor Augen stellt und diese in närrischer Performance nicht nur ad absurdum führt, sondern gleichzeitig die Korrelation von Komplexitätsproduktion und -reduktion thematisiert. Die Idee, eine komplexe Welt in komplexen kulturellen Formen verstehen, reduzieren und beherrschen zu können, soll damit als Wahn entlarvt werden. Dies wird auch die Faszination für die Figur des Narren charakterisieren, die vor allem für die Frühe Neuzeit (bei Erasmus etwa oder Sebastian Brandt) so typisch ist und – wie ich meine – auch im Licht von Luthers Vereinfachungsformeln »sole fide«, »sola scriptura« zu sehen ist. Dass Luther selbst in dieser Rückkehr zum ›Wort‹ an Denker der sogenannten spätmittelalterlichen Mystik und an die Vereinfachungsformel der ›Gelassenheit‹ anschließt, ist hinreichend bekannt. Diese entwickelt sich hier – schematisch gesprochen – gegen scholastische und kirchliche Denkgebäude der Vermittlung (wenn man so will: gegen das polemische Urbild überbordender Komplexität), und zwar durchaus im Anschluss auch an Diogenes und Franziskus, die beide als exemplarische Praktiker der Einfalt und der geistigen Armut gesehen werden. Noch der junge Georg Lukács, Robert Musil und Martin Heidegger werden auf die Formel der Gelassenheit zurückgreifen, wenn sie Komplexes und Einfaches in ein Verhältnis zu setzen suchen, das die Konstruktion eines bestimmenden und unüberwindlichen Gegensatzes implizit oder explizit überwinden soll.

So zeigen sich hier schon früh typische Verschiebungen und Umbesetzungen, die selbst wiederum das Denken affizieren. Dieses muss Formen entwickeln, die das Einfache, Singuläre, Individuelle, das ja im Denken des Komplexen als System zum Verschwinden gebracht wird, durch neue Verfahren in den Blick zu bringen

vermögen. Dem »Gelassenen« ist daher, so Meister Eckhart, ein Stück Holz, eine Fliege und Gott konkret dasselbe, ohne dass dabei die Singularität dem Allgemeinen, das Einfache dem Komplexen geopfert würde. Es ist diese Aussage und die Figur der Gelassenheit, die bei der Wiederentdeckung Eckharts im 19. Jahrhundert Hegel, Baader, Schelling, aber auch noch Nietzsche und Heidegger auf je eigene Weise im Blick auf die Vermitteltheit menschlicher Subjektivität – in den letzten Jahren auch unter dem Signum einer Rückkehr zum Realen – fasziniert hat.

Damit geraten intensiv die Fragen nach den Verfahren der Vereinfachung in den Vordergrund, die in diesen Spannungsfeldern entworfen werden.

## V.

»Einfach lieben«, »einfältig werden«, »Natürlichkeit«, »einfaches Leben«, auch die »paranoide« Verschränkung von Einfachheit und Komplexität und die vermeintliche Einfachheit des die Gesellschaft regelnden »Vertrags« sind denn auch die Kennworte, die die Beiträge dieser Sektion thematisieren. Was sie verbindet, sind Postulate der Vereinfachung, die diese nicht als einfaches oder vereinfachendes Wissen fassen, sondern als komplexe Verfahren, die immer neu die Morphologie und Genealogie von Wissensbeständen, von Selbst- und Weltwissen in Strategien der Vereinfachung praktisch herausfordern und das Proportionalitätsmodell von Komplexität und Einfachheit überfordern.

Der Schwerpunkt liegt hier daher auf der Analyse solcher Praktiken und Verfahren, die komplexe semantische und kognitive Strukturen produzieren und – parallel dazu oder gleichzeitig – Modelle der Vereinfachung anbieten oder postulieren. Dies ist etwa dort der Fall, wo literarische und theoretische Texte scheinbar einfache und eindeutige Sachverhalte zunächst in komplexer Form Gestalt annehmen lassen, um dann im Gegenzug Möglichkeiten der Vereinfachung und der Einfachheit auszuloten. Es ist auch dort der Fall, wo Einfachheit spezifischen Formen der Komplexität in einer Geste der Überwindung entgegengesetzt wird. Dabei sollte im Blick behalten werden, wie normative Kontexte ästhetischer, philosophischer, theologischer oder literaturwissenschaftlicher Natur diese Verfahren explizit oder implizit mitbestimmen oder darin reflektiert werden.

Es überrascht nicht, dass aus dieser Perspektive einer Analyse der Verhältnisse von Einfachheit und Komplexität zunächst der Topos historischer Komplexitätszunahme fragwürdig wird, der oft die Grundlage der Klassifikation literarischer Artefakte bildet. Wie Albrecht Hausmann anhand der Minnelyrik zeigt, muss der Interpretation, die den Objekten gerecht zu werden versucht, ein dynamisches Verständnis der Begriffe zugrunde liegen. Einfachheit und Komplexität sind daher methodisch korrelativ zu sehen, wobei die Annahme der Komplexitätssteigerung keineswegs schlechthin zurückzuweisen, jedoch auch nicht mit einem historischen Entwicklungsprozess gleichzusetzen ist. Es muss vielmehr ein spezifischer Umgang mit Formen der Komplexitätssteigerung und -reduktion postuliert werden, der soziale und normative Umstände reflektiert und damit auch experimentell umgeht. Dabei kommen schon die Praktiken in den Blick, die auch Susanne Reichlins Beitrag ins Zentrum des Interesses rückt, wenn sie den Vertrauensbegriff bei Eckhart und

Rudolf von Ems untersucht. Im Unterschied zu modernen Theorien des Vertrauens geht es hier, wie sie zeigt, nicht um eine Habitualisierung als Reduktion von Alltagskomplexität, sondern um eine Form der Evokation und Produktion von Komplexität, die im Habitus des Einfältig-Werdens immer neu adressiert wird. Damit wird auch das moderne Phantasma des ›risikoarmen Gottvertrauens‹ in einer sogenannten ›einfachen Gesellschaft‹ problematisch, geht es doch in der Konstitution des Gottvertrauens bei Eckhart nicht bloß um die Reduktion, sondern um die Produktion von Komplexität, die in der Habitusformung der »Einfalt« als spezifische Praxis eine – durchaus komplexe – Gestalt annimmt, der die Norm des Einfachen zur Möglichkeit innerhalb der komplexen Form des Alltags wird. Vergleichbar ist dem das Verfahren der Herstellung von Natürlichkeit und die damit geforderte Einübung, die Jan van Brevern in seiner Studie zur Kunst des Spaziergangs darstellt. Die Produktion von »Unbefangenheit« und »Zwanglosigkeit«, die der Affektiertheit überkomplex-höfischer Verhaltensformen entgegen gestellt wird, postuliert auch hier eine Habitualisierung, die Einfachheit praktiziert. Setzt sich diese Praxis der Künstlichkeit höfischer Verhaltensnormen entgegen, die dem Bürger in ihrer Kompliziertheit als unnatürlich erscheinen, wird doch wiederum eine neue Komplexität evoziert, deren Charakteristikum die als einfach verstandene, in ihrem Vollzug indes komplex eingübte Natürlichkeit ist. So entsteht hier Komplexität innerhalb der ›einfachen Form‹ des Spaziergangs, die als solche zum neuen Reflexionshorizont wird. Fritz Breithaupts experimenteller Zugang zum ›einfachen Erzählen‹ über die empirische Untersuchung des Nacherzählens führt zu einem vergleichbaren Befund. Ist nach seiner Beobachtung die »einfache Form der Narration die der Affektkapsel«, die die Grundlage des Wieder- und Nacherzählens bildet, bedeutet dies nicht, dass dabei Komplexität bloß reduziert wird. Der Fokus auf den Affekt und seine Bedeutung im Erzählen, der beim Nacherzählen in den Vordergrund tritt, verweist vielmehr auf eine Ebene der Komplexitätsproduktion, das heißt eine der einfachen Form immanente Ermöglichungsstruktur, die in der Nacherzählung sichtbar wird und immer neu eine Vielfalt von Einzelerzählungen entstehen lässt. Dass gerade die Vermittlung dieser Aspekte einer irreduziblen semantischen Vielfalt äußerst problematisch werden kann, führt exemplarisch der Fall des Paranoikers vor Augen, den Sandra Janßen am Beispiel von Daniel Schrebers *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* darstellt. Die »Komplexität des Interpretationssystems«, das der Paranoiker in seinem Deutungswahn produziert, lässt sich als Praktik der Komplexitätsreduktion beschreiben, die mit einer »totalen Hermeneutik« einhergeht, wobei auch hier wieder alle Vereinfachung gleichzeitig Komplexitätsmaximierung bedeutet. Damit steht der »Interpretierer« im Zentrum, der fortwährend Komplexität identifiziert und in dieser intellektuellen Arbeit alle anderen gleichzeitig der konspirativen Unterkomplexität ihrer Wahrnehmung und der unbilligen Vereinfachung bezichtigt. So muss er zum »Doppelagenten« werden, der »seine Auftraggeber gegeneinander ausspielt«, wie zum »Instrument, durch das konkurrierende Machtaspiranten aufeinander einwirken«. Dieser Konfiguration von Komplexität und Vereinfachung stehen, wie man meinen möchte, Vertrag und Vertragsauslegung klar und diametral gegenüber. Der Fokus auf die wörtliche Auslegung und den wörtlichen Sinn, der zunächst Einfachheit einfordert, wird, wie Lorenz Kähler in seinem Beitrag zeigt, in der Auslegungspraxis indes überlagert von Rückgriffen auf den »wirklichen Willen« der

Vertragspartner, dessen Rekonstruktion den Vertragstext seiner Eigenständigkeit beraubt. Zudem werden in Formen der Auslegungspraxis normative Erwägungen in einem Maße berücksichtigt, die wiederum den Willen überlagern. Damit sind Praktiken der Vereinfachung benannt, die indes in sich neue Komplexitätskerne produzieren und gleichzeitig – wiederum die gegenläufige Produktivität von Komplexitätssteigerung und -reduktion vor Augen führend – die Praxis der Auslegung immer neu herausfordern

## Einfach lieben

Komplexität und die Dynamisierung von Aporie im Minnesang  
bis Walther von der Vogelweide

*Albrecht Hausmann*

bi ligens wart gevrȧget dā.  
er unt die künigin sprächen jâ. (201,19–20)<sup>1</sup>

Ob sie miteinander schlafen wollten, wurde da gefragt –  
er und die Königin sagten: ›Ja!‹

So einfach also kann das sein mit der höfischen Liebe: Parzival und Condwiramurs gehen hier völlig unbefangen in eine Ehe, die einen ganzen Roman hindurch und über viele Trennungen hinweg ›halten‹ wird. Allerdings musste Wolfram von Eschenbach auf eine sehr ungewöhnliche Versuchsanordnung zurückgreifen, um diesen unmittelbaren Zugang zur Liebe zu ermöglichen: Parzival ist eine Figur mit höchst rudimentärer Sozialisation, im Wald aufgezogen und letztlich ein gutwilliger und attraktiver Tölpel. Beide – Parzival und Condwiramurs – haben von der ›Liebe‹ als sozialer Konstruktion keine Ahnung – und auch nicht von der Sexualität: Erst in der dritten Nacht schlafen die beiden wirklich miteinander, so lange brauchen sie, um zu bemerken, was Mann und Frau im Bett zusammen machen können.

Die ›einfache Liebe‹, die Wolfram hier entwirft, steht in hartem und wohl gewolltem Kontrast zu jenen komplexen Liebeskonzepten, die um 1200 sonst greifbar werden<sup>2</sup> und deren literarische Ausprägungen ich im Folgenden als ›symbolische Systeme‹ mit unterschiedlichen Komplexitätsniveaus verstehe. Vor allem der Minnesang entwickelt sich sehr rasch – über wenige Generationen zwischen etwa 1170 bis 1220 – zu einem hochgradig komplexen System, das immer wieder Gegenreaktionen und den Ruf nach einer ›einfachen Liebe‹ provoziert. Dabei wird in der Dynamik der Minnesangentwicklung ein Zusammenhang zwischen Komplexitätssteigerung und ›Einfachheit‹ beschreibbar, um den es mir eigentlich geht. Wenn Komplexitätszunahme als Reaktion auf latente Unvollständigkeiten symbolischer Systeme aufgefasst werden kann, dann lässt sich ein Interpretationsmodell entwickeln, dessen Ziel die Dekonstruktion eben dieser Latenzen durch Analyse von Komplexität und Einfachheit ist; besonders aufschlussreich für ein solches Verfahren sind jene historischen Prozesse, in denen hypertroph gewordene Systeme dynamisch in angebliche ›Einfachheit‹ umschlagen. Im Folgenden interpretiere ich Ausprägungen des Minnesangs um 1200 als Positionen in einem derartigen

1 Wolfram von Eschenbach, *Parzival*, nach der Ausg. Karl Lachmanns rev./komm. Eberhard Nellmann, Frankfurt a. M. 2006.

2 Vgl. z. B. Rüdiger Schnell, *Causa amoris. Liebeskonzeption und Liebesdarstellung in der mittelalterlichen Literatur*, Tübingen/Bern 1985; Walter Haug, *Die höfische Liebe im Horizont der erotischen Diskurse des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, Berlin/New York 2004; Margreth Egidi, *Höfische Liebe: Entwürfe der Sangspruchdichtung. Literarische Verfahrensweisen von Reinmar von Zweter bis Frauenlob*, Heidelberg 2002.

Prozess. Dabei muss ich sehr exemplarisch und deshalb auch ungewollt synthetisierend vorgehen; eine ausführlichere Darstellung müsste die Systemzustände sehr viel differenzierter präsentieren.<sup>3</sup>

## I.

Symbolische Systeme tragen zur Orientierung innerhalb einer als kontingent erfahrenen Wirklichkeit bei, indem sie deren Komplexität reduzieren und plausible Wirklichkeitsdeutungen entwerfen, die in der Folge ›Vertrauen‹ und damit psychische Entlastung ermöglichen.<sup>4</sup> Damit aber sind symbolische Systeme in ihrer (angeblich) mimetischen Wirklichkeitsreferenz auch immer defizitär und unvollständig, denn sie müssen die Erfahrungswirklichkeit zwangsläufig vereinfacht präsentieren, um ihre Funktion erfüllen zu können. Einfachheit hat in solchen Systemen deshalb stets einen Preis, und dieser kann sogar in einer sekundär erhöhten Komplexität bestehen. Ein Beispiel dafür liefern monotheistische Religionen. Ihr Vorzug besteht unter anderem in der (wörtlich genommenen) ›Einfachheit‹ der göttlichen Instanz, an die sich der Mensch vertrauensvoll wenden kann. Dieser eine Gott schützt den Menschen vor einer kontingenten Welt. Was aber, wenn nicht? Der Preis, der für die Vorteile einer monotheistischen Religion zu zahlen ist, zeigt sich spätestens dann, wenn die Theodizeefrage aktuell wird. Um sie zu lösen und diese Lösung in das symbolische System zu integrieren, entwerfen Theologen ausgesprochen komplexe Systemerweiterungen, die die ›Einfachheit‹ des einen Gottes leicht wieder zunichtemachen.

Was aber bedeuten dann überhaupt die Begriffe ›Einfachheit‹ und ›Komplexität‹?<sup>5</sup> Ich beschreibe im Folgenden Komplexität (immer bezogen auf Systeme) in Abhängigkeit vom Umfang des Systems (Anzahl distinkter Systembestandteile innerhalb eines zu einer Umgebung abgrenzbaren Geltungsbereichs), seiner inneren Differenziertheit und der Anzahl und Art der Relationen zwischen den Systembestandteilen. Damit nutze ich einen sehr statischen Komplexitätsbegriff,<sup>6</sup> der – wie mir bewusst ist – hinter einer Definition zurückbleibt, wie sie etwa Luhmann für soziale Systeme voraussetzt: »Der Begriff der Komplexität [...] bezeichnet die Zahl

3 Die Grundkonzeption der folgenden Überlegungen findet sich bereits in meiner Dissertation, in der die hier nur angerissenen Phänomene ausführlicher dargestellt werden; siehe Albrecht Hausmann, *Reinmar der Alte als Autor. Untersuchungen zur Überlieferung und zur programmatischen Identität*, Tübingen/Basel 1999.

4 Mit Blick auf soziale Interaktion wird »Vertrauen als Reduktion von Komplexität« dargestellt bei Niklas Luhmann, *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*, Stuttgart 1968.

5 Die folgenden Überlegungen sind u. a. angeregt von Klaus Mainzer, *Komplexität*, Paderborn 2008, sowie Rupert Riedl, *Strukturen der Komplexität. Eine Morphologie des Erkennens und Erklärens*, Berlin/Heidelberg/New York 2000, sowie Karen Gloy, *Komplexität. Ein Schlüsselbegriff der Moderne*, Paderborn 2014.

6 Ich nutze also nach wie vor die traditionelle Differenz von ›Ganzem und Teil‹ und nur eingeschränkt jene von Luhmann geforderte zwischen ›System und Umwelt‹ (vgl. Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a. M. 1987, 22), denn ich beschreibe kein soziales System, sondern ›gemachte‹ symbolische Systeme.

der Möglichkeiten, die durch Systembildung Wirklichkeit werden können.«<sup>7</sup> Allerdings beschäftige ich mich ja mit statisch vorliegenden, historischen Objekten, in denen Kontingenz ein für alle Mal reduziert ist – sie sind eben die Möglichkeiten, die Wirklichkeit geworden sind. Kontingenz im Sinne Luhmanns sind jedoch die möglichen Rezeptionen eines komplexen symbolischen Systems. Jeder Verstehensvorgang ist eine Systembildung, die eine Möglichkeit (mentale) Wirklichkeit werden lässt, und je komplexer ein ›zu verstehendes‹ System ist, desto mehr Möglichkeiten gibt es. Komplexität wäre dann zu definieren in Beziehung zum Verstehensaufwand, der umso höher ist, je mehr (auch ›falsche‹ oder unvollständige) Verstehensmöglichkeiten ein symbolisches System zulässt. Diese ›Anzahl der möglichen Rezeptionen‹ ist unter anderem abhängig von den folgenden relationalen Parametern: Ein sehr umfangreiches System, in dem immer die gleichen Elemente auf die gleiche Weise miteinander in Beziehung stehen, bildet eine wenig komplexe Struktur; sehr komplex sind Systeme dagegen dann, wenn sie viele verschiedene Bestandteile enthalten, die viele unterschiedliche Bindungen untereinander aufweisen. Ein solches System ist sowohl hoch komplex als auch hochgradig integriert. In diesem Sinn verstehe ich den Minnesang der Zeit um 1200 insgesamt, aber auch das Oeuvre bestimmter Minnesänger als Systeme. In den Minnesanghandschriften liegen uns diese Systeme synchron vor; historisch sind sie aber von Dynamiken betroffen, die im Folgenden als Systemübergänge zu rekonstruieren sind, in denen Verstehensleistungen von Rezipienten in das symbolische System zurückwirken.

Ein komplexes System kann auch labil sein und zu sprunghaften Systemübergängen tendieren, und zwar trotz oder sogar wegen der Vielzahl von Bindungen und Bezügen zwischen den Systemkomponenten. In natürlichen Systemen erklärt sich diese Instabilität aus dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik; ›geordnete‹ Systemzustände tendieren dabei zur gesteigerten Entropie, die sich in dieser populären Definition als ein ›Maß der Unordnung‹ versteht. In symbolischen Systemen muss zum Erhalt der Komplexität ebenfalls ›Energie‹ aufgewendet werden, hier gleichzusetzen mit dem Aufwand, der betrieben werden muss, um das System einerseits plausibel zu erzeugen und andererseits zu verstehen. An dieser Stelle wird nun auch die grundsätzliche Unvollständigkeit symbolischer Systeme virulent: Der Aufwand, der für die Erzeugung eines symbolischen Systems betrieben werden muss, ist direkt proportional zu dem Aufwand, der erforderlich ist, um seine Unvollständigkeit durch eine spezifische Formierung des Systems in die Latenz zu verschieben. Mit solchermaßen komplexen symbolischen Systemen lässt sich nun in zweierlei Weise verfahren, nämlich sowohl rekonstruierend als auch dekonstruierend. Der ›normale‹ Rezipient muss Aufwand betreiben, um das System mental zu rekonstruieren; dieser Aufwand ist z. B. vom Zuhörer eines Minneliedes zu erbringen, aber auch von einem Schreiber, der einen Text des Minnesangs abschreibt. Je komplexer die Struktur ist, die er vor sich hat, desto eher kann der Schreiber an der Rekonstruktion auch scheitern; Ergebnis kann dann ein reduzierter Systemzustand sein. Nicht selten vereinfachen Schreiber komplexe Vorlagentexte, indem sie entweder die Systembindungen vermindern (bei einem Minnelied z. B.: nicht auf inhaltliche Strophenbindungen achten und dadurch diese Bindung grundsätzlich abbauen), die

7 Luhmann (Anm. 4), 3.

Anzahl der Systembestandteile senken (Reduktion der Strophenanzahl) oder sogar die Systembestandteile homogenisieren, um den Grad der Verschiedenheit zu reduzieren (ein Beispiel dafür bietet etwa die Vereinheitlichung der Strophenformen im Corpus des Burggrafen von Rietenburg in der Handschrift C).<sup>8</sup> In solchen Vorgängen, die den Aufwand für die intellektuelle Rekonstruktion eines Systems durch dessen Desintegration reduzieren, zeigt sich ein Phänomen, das grundsätzlich der Entropie bei natürlichen Systemen vergleichbar ist.

Eine andere Art des Umgangs mit komplexen symbolischen Systemen betreibt eine von vornherein dekonstruierende Rezeption, die ich in diesem Beitrag als Interpretationsverfahren modellieren möchte. Sie versucht, den Systemaufbau immer schon als Resultat einer Strategie der Bewältigung von Unvollständigkeit zu verstehen und will aufdecken, an welcher Systemstelle aporetische Grundkonstellationen in die Latenz abgeschoben wurden. Fortentwicklungen des Systems verstehen sich dann als Reaktionen auf die stets gegebene Unvollständigkeit des symbolischen Systems, die in bestimmten historischen Konstellationen – hier liegt die Offenheit des Systems gegenüber seiner historischen Umgebung – jeweils an ihrer Systemstelle ›aufgedeckt‹ wird und Systemtransformationen anstößt. Der Weg vom frühen Minnesang über den im Folgenden exemplarisch behandelten Minnesänger Reinmar bis zu Walther von der Vogelweide ist dann beschreibbar als fortgesetzte Transformation einer tieferliegenden Aporie, die auf jeder Stufe neu und anders in die Latenz verlagert wird, nachdem sie zuvor als defizitär wahrgenommen wurde.<sup>9</sup>

## II.

Der höfische Minnesang der Zeit um 1200 lässt sich als ein symbolisches System verstehen, das allem Anschein nach auf ein grundlegendes Problem der patriarchal-aristokratischen Gesellschaft des hohen Mittelalters reagiert und auf einer symbolischen Ebene ›Lösungen‹ anbietet. Der adlige Mann definiert sich selbst als autonom und souverän – das ist überhaupt ein Kernbestandteil des Konzepts ›Adel‹ –, er muss sich aber zunehmend auch sozial integrieren. Einer durchaus gewollten und im Entwurf einer juvenilen Kriegeraristokratie (›Ritter‹) angelegten Aggressivität steht der letztlich unvereinbare Anspruch nach sozialer Integration entgegen, der spätestens im 12. Jahrhundert von verschiedenen relevanten Instanzen erhoben wird

8 Ausführlich dazu: Franz Josef Worstbrock, »Der Überlieferungsrang der Budapester Minnesang-Fragmente. Zur Historizität mittelalterlicher Textvarianz«, in: *Wolfram-Studien* 15 (1997), 114–142, hier: 124–128.

9 Dieses Grundkonzept habe ich – bezogen auf unterschiedliche Aspekte der Minnesang-entwicklung – auch an anderer Stelle schon darzustellen versucht; vgl. insbesondere Hausmann, *Reinmar* (Anm. 3); ders., »Die *vröide* und ihre Zeit. Zur performativen Funktion der Inszenierung von Gegenwart im hohen Minnesang«, in: Ders. (Hrsg.), *Text und Handeln. Zum kommunikativen Ort von Minnesang und antiker Lyrik*, unter Mitwirkung von Cornelia Logemann/Christian Rode, Heidelberg 2004, 165–184; ders., »Verlust und Wiedergewinnung der Dame. Zur inhaltlichen Funktion von Narrativierung und Entnarrativierung im Minnesang«, in: Hartmut Bleumer/Caroline Emmelius (Hrsg.), *Lyrische Narrationen – narrative Lyrik. Gattungsinterferenzen in der mittelalterlichen Lyrik*, Berlin/New York 2011, 157–180.

und sich in der Institution des ›Hofes‹ manifestiert. Im Bereich des Kampfes entwickelt das 12. Jahrhundert eine Reihe von Lösungsansätzen (Exterritorialisierung von Aggressivität in den Kreuzzügen; das Turnier als agonale Spielform usw.), die auch literarisch diskutiert werden (z. B. die arthurische Tafelrunde als weitgehend ›befriedete‹ Konkurrenzgesellschaft). Noch prekärer stellt sich das Verhältnis von Souveränität und Sozialisiertheit im Bereich der Sexualität dar, wo der adlige Mann insbesondere durch eine dynastisch orientierte Heiratspolitik, in der die Frau als Tauschobjekt erheblichen Wert hat und ›unversehrt‹ bleiben muss, eingeschränkt wird. Der Souveränitätsanspruch des Mannes wird hier zumindest im eigenen Stand immer wieder frustriert werden müssen, weil die Rolle der Frau als dynastisches Kapital einem archaischen, aber durchaus noch valenten Modell des ›Erwerbs‹ der Frau durch die eigene Befähigung und Stärke entgegensteht.

Im sogenannten Frühen bzw. ›donauländischen‹ Minnesang wird dieses grundsätzliche Problem so zugeschnitten, dass männliche Souveränität im Bereich der Minne zumindest literarisch doch darstellbar ist. In den für diesen Minnesang typischen Frauenstrophen (Strophen mit weiblicher Ich-Figur, die aber auch von einem männlichen Sänger vorgetragen wurden)<sup>10</sup> erweist sich die Frau als liebesbereit und emotional engagiert; der Mann hat also affektiven Erfolg, allerdings verhindern äußere Instanzen, besonders die verfluchten Aufpasser bei Hof (*huote, merkaere* usw.), dass die Liebeserfüllung ungestört erfolgen kann. Damit wird der Frustrationsgrund aus der Beziehung zwischen Mann und Frau ausgelagert, diese aber wird zugleich als das Wesentliche definiert und mit eigenen Normkonzepten (*triuwe, staete*) aufgewertet. Eine besondere Affirmation männlicher Souveränität bietet der Frühe Minnesang dort, wo der Mann als derjenige dargestellt wird, der sich auch noch den Domestizierungsversuchen der Dame entziehen kann. So ist das bekannte *Falkenlied* des Kürenbergers<sup>11</sup> (MF 8,33<sup>12</sup> – entstanden vielleicht schon in den 1160er Jahren) zu verstehen: Hier endet der Domestizierungsversuch der Frau, die sich einen wilden Falken (er steht hier für den Mann) abgerichtet hat,<sup>13</sup> damit, dass dieser sich entzieht und »in andere Länder« fliegt; gerade dieser souveräne

10 Zu Frauenstrophen vgl. Werner Hoffmann, »Frauenstrophen und Frauenlieder in der mittelhochdeutschen Liebeslyrik«, in: *Mannheimer Berichte* 29 (1986), 27–37; Ingrid Bennewitz, »Das Paradoxon weiblichen Sprechens im Minnesang. Überlegungen zur Funktion der sogenannten Frauenstrophen«, in: *Mediaevistik* 4 (1991), 21–36; Rüdiger Schnell, »Frauenlied, Manneslied und Wechsel im deutschen Minnesang. Überlegungen zu ›gender‹ und Gattung«, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 128 (1999), 127–184; die Beiträge von Ingrid Kasten, Sabine Obermaier, Elisabeth Schmid und Ingrid Bennewitz in: Thomas Cramer u. a. (Hrsg.), *Frauenlieder. Cantigas de amigo*, Stuttgart 2000; sowie Katharina Boll: »Vrowe, nû verredent iuch niht«. Die Inszenierung von Frau und Mann als Dialogpartner im frühen und hohen Minnesang«, in: Marina Münkler (Hrsg.), *Aspekte einer Sprache der Liebe. Formen des Dialogischen im Minnesang*, Bern [u. a.] 2011, 59–76.

11 Zum Kürenberger vgl. Albrecht Hausmann, »Der von Kürenberg«, in: Wolfgang Achtnitz (Hrsg.), *Deutsches Literatur-Lexikon – Das Mittelalter*, Bd. 4, Berlin 2012, 69–75.

12 Verwendete Ausgabe: Hugo Moser/Helmut Tervooren (Hrsg.), *Des Minnesangs Frühling*, Bd. 1: *Texte*, erneut rev. Aufl., Stuttgart<sup>38</sup>1988 (abgekürzt MF). Dabei verwende ich die ›alte‹ Zählung. Bekanntere Texte wie das *Falkenlied*, *Narzisslied* und *Lindenlied* zitiere ich aus Platzgründen nicht vollständig.

13 Ich folge hier der Interpretation von Peter Wapnewski, »Des Kürenbergers Falkenlied«, in: *Euphorion* 53 (1959), 1–19.

Gestus aber ist für die Frau – das Ich des Liedes – attraktiv: Den nun wieder freien Flug des Falken beschreibt das weibliche Ich als »schön«.

Der Frühe Minnesang ist immer wieder als besonders einfache Ausprägung des Minnesangs beschrieben worden. Seine Einfachheit ist aber selbst schon Ergebnis einer Komplexitätsreduktion, mit der das Frustrationspotential höfisch-reglementierter Geschlechterbeziehungen entschärft wird: In dem dreistelligen System des Frühen Minnesangs (Mann – Frau – Gesellschaft) stimmen Mann und Frau emotional überein, die Frau ist sogar deutlich engagierter als der Mann. Das ist für die männliche Position affirmativ, weil es auf emotionaler Ebene einen Werbungserfolg präsentiert. Dass dieser nicht ausagiert werden kann, liegt allein an einer äußeren Instanz, nämlich der *huote*.<sup>14</sup>

Allerdings könnte man fragen, wie es um die männliche Souveränität bestellt ist, wenn diese sich eben doch nicht gegen die *huote* durchsetzen kann und als wenig ehrenhafte Lösung nur die Heimlichkeit der Liebe angeboten werden kann. Und weiter: Wie integriert sich diese Minne in eine Gesellschaft, die ihr doch ablehnend gegenübersteht? Zwar beansprucht die Liebe des Frühen Minnesangs schon hochgradig aufgeladene Wertbegriffe für sich (*êre*, *triuwe*, *staete*), doch konkurrieren die Normen der Liebenden (und des mit ihnen sympathisierenden Publikums) mit denen der in den Liedern vorausgesetzten Gesellschaft.<sup>15</sup> Diese Normkonkurrenz lässt sich im Frühen Minnesang nicht auflösen und stellt, so die These, jenen Schwachpunkt des Systems dar, der eine dynamische Weiterentwicklung notwendig macht. Denn der nächste beobachtbare Schritt der Entwicklung, jener nämlich zum Hohen Minnesang, lässt sich exakt als Reaktion auf das Problem der konkurrierenden Normen verstehen. Ein wohl sehr frühes Beispiel für Hohen Minnesang, Lied MF 19,17 des Burggrafen von Rietenburg,<sup>16</sup> mag dies zeigen:<sup>17</sup>

Sît si wil versuochen mich,  
 daz nim ich vür allez guot.  
 sô wirde ich golde gelich,  
 daz man dâ brüevet in der gluot  
 Und versuochet ez baz.  
 bezzet wirt ez umbe daz,

14 Dabei ist klar, dass es sich um Entwürfe von weiblichem Verhalten handelt, die aus einer männlichen Perspektive heraus entwickelt werden. Ich vereinfache hier stark; dass es auch im Frühen Minnesang eine Spannweite von Geschlechterkonzeptionen gibt, zeigt Sonja Kerth, »Jô enwas ich niht ein eber wilde«. Geschlechterkonzeptionen im ›Wechsel«, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 136 (2007), 143–161.

15 Vgl. zu diesem Normkonflikt Christoph Huber, »Normproblematik im frühen Minnesang bis Heinrich von Morungen«, in: Elke Brüggem u. a. (Hrsg.), *Text und Normativität im deutschen Mittelalter. XX. Anglo-German Colloquium*, Berlin/Boston 2012, 371–384, hier: vor allem 376.

16 Zum Gesamtoeuvre des Burggrafen von Regensburg/Rietenburg vgl. Albrecht Hausmann, »Burggraf von Regensburg/Burggraf von Rietenburg«, in: Achnitz (Anm. 11), Bd. 4, 107–110.

17 Vgl. dazu Worstbrock (Anm. 8), 124–128.